

Prinz Goldfisch und das Fischenmädchen.

Ein Märchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt, und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr liebgewonnen, und wünschte nichts schulicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.



Weil die Fee nun im Guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zauberthal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wieder zu geben, als bis er verspräche, daß er

sich mit ihr vermählen wolle. — Uebrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser Alles wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten und Hofgesinde; auch waren die Goldschuppen mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf Erden, denn die Fee hatte darin ihre werthvollsten Zaubermittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war jetzt doch immer nur ein Fisch und ehe er die Zauberin zur Frau genommen hätte, wär' er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durch's Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

„Sollte der mich fressen wollen?“ dachte der Fisch, und wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen. Dann sprach er: „Nein! der kommt mir grade recht, denn ich bin meines Lebens überdrüssig!“ So schwamm er denn schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: „Du! Friß mich!“ — Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und sprach: „Prinz Goldfisch, nur Muth! nur Muth! ich bin dein Freund und nicht dein Feind. Noch gibt es ein Mittel, das dich



von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist schmerzhaft!“ — „Nenn' es mir,“ rief der Fisch in Hast, denn beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu ihm. Der Kranich aber erwiderte: „Merk auf!“

„Es wird Eine kommen,
Die wird dir gefallen,
Du wirst ihr gut sein.
Sie wird dich steinigen,
Als Fisch wirst du sterben,
Als Prinz wirst du leben.
Doch die Goldhaut, die Goldhaut die nimm mit dir.
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.“

Wann die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen.
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!“ —

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und verschwand in den Lüften. — Prinz Goldfisch merkte nun wohl, daß ein guter Geist in dem Vogel stecke, neue Lebenslust erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm vielen Stoff zum Nachdenken und mit Sehnsucht sah er dem Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeresstrande, da, wo ein Bach aus dem Wald sich in die See ergoß, eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter Fischer mit seiner Tochter und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann alle liebe Nacht, wann Fischenszeit war, auf den Fang in See zu fahren, aber auch am Tage ging er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich dort aus dem Bach die schönsten Forellen und Schmerlen. Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen froh. — Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahr alt war, des Vaters Geschäft zu betreiben, so viel es einem Mädchen von ihrem Alter möglich ist. Sie war kräftig und slink, obschon äußerlich fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Net in den Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich zeigen. — „Geht's nicht hier, so geht's wo anders,“ dachte sie und zog tiefer in den Wald hinein. Aber

auch da wollte nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wänden einen tiefen dunklen Weiher bildete. Ringsum standen schöne Blumen und farbige Büsche und das Alles gab einen anmuthigen Widerschein in dem dunklen Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, Alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen. Nur einige blaue Libellen flatterten über dem Wasser hin und her, und sogen hier und dort an den gelben Wasserlilien und den weißen Seetulpen.

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaschener Stein aus der Fluth heraus, grad' als wär' er zu einem bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüpfte Elsbeth über die Kiesel zu dem Stein hin, setzte sich darauf, warf ihre Angel aus und sang mit klarer Stimme ihr Volk-Liedchen:



„Fischchen, komm schnell!
 Sonne scheint hell,
 Mückchen im Sonnenschein
 Wartet hier oben dein.
 Mückchen ist zart und frisch,
 Hol' dir's, du schöner Fisch!“

Kaum war die Schnur im Wasser, so biß auch schon etwas an und wie sie's herauszog, war es ein Goldfisch. Als Elsbeth ihn von der Angel losmachen wollte, sah sie, daß er sich nicht am Haken sondern in die Schnur eingebissen hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Hand nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Augen lange an.

„Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch?“ sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schuppen. „Ich bin dir gut,“ antwortete ihr der Goldfisch; „und will dich glücklich machen!“ — Elsbeth erschrak und warf ihn in's Wasser zurück; das Thier aber rief wieder von unten: „Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Blatt der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich über das Wasser legt. Dort schau hinunter.“ — Bei diesen Worten schoß der Fisch in die Tiefe.

Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über dies seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache und sie that wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Blatt aufhob, sah sie wie durch einen Kristall tief auf den Grund des See's. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wasser; da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronessel von weißem Sammt, auf dem einen lag der Goldfisch, der andre stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hecken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein auf dem Elsbeth saß, führte eine kristallene Treppe hinunter zu dem Schloß und auf jedem Absatz der Treppe standen Vagen, die sahen nach ihr herauf als warteten sie ihres Winkes. Das sah Alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt dran sehen konnte. — Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an, und rief: „Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein und ich will dir Freuden schaffen, so viel das Jahr Tage zählt.“ —

„Gi, du nichtsnutziges Thier!“ rief Elsbeth im höchsten Zorn. „Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!“ und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpten in's Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind und die Wellen des See's spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmüthig und klagend, als sollt' er einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder wie lustige Flöten und Schalmeien, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen befänstigten sich und das Wasser ward so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite und als sie näher hinschaute, war es nur die Haut des Thieres, weder Fleisch noch Gräten darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte eben die Fischhaut über dem Wasser hervorgezogen, als das große Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weißer Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach der Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das

Mädchen diese in ihrer Schürze verborgen und die weiße Hand zog sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an's Ufer, und machte daß sie so rasch wie möglich aus dem Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unheimlich zu Muth geworden. Erst als sie den Wald hinter sich hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervor. Si, was war die schön! wie funkelte sie im Lichte! der Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröthe, es war wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wieder recht von Herzen traurig, wenn sie dran dachte, daß sie aus bloßer Uebereilung den armen Fisch todtgeworfen hatte. Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nicht so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Thränen in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater Alles erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber wenn sie davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr eine Stimme zurief: „Elsbeth! thu' es nicht!“ — So verschloß sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihrer Kiste, sie hoffte dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptstadt für ein Paar Groschen zu verkaufen und dem Vater eine unverhoffte Freude zu machen.

3.

Wenige Tage, nachdem sich dies zugetragen hatte, war in den Städten und Dörfern des Landes großer Jubel. Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher und verkündeten dem Volk: der junge Königssohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verschwunden war, sei in der Hauptstadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er sich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Gesetz des Landes es vorschrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die schönsten und reichsten Mädchen des Königreiches nach der Hauptstadt kommen, ein Schiedsgericht mußte bestimmen, welche von diesen die Allerschönste und zugleich die Allerreichste sei und mit dieser feierte dann der Prinz nach drei Tagen seine Hochzeit. Das gab nun überall wo die Boten hinkamen einen großen Lärm. Jedes Mädchen, die nur irgend ein niedlich Mäschen oder ein Paar pfliffige Augen im Kopf hatte, und dabei hoffärtig und eitel war, hielt sich für die Allerschönste. Aber selbst die Häßlichen dachten bei sich: kein Mensch sei ja vollkommen und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln seien sie doch viel schöner als andre, die zwar regelmäßige aber sehr langweilige Gesichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, so dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichthum betraf, so verkauften die Herren Väter so schnell es nur ging ihre Häuser und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karossen und Dienerschaft für ihre Töchter anzuschaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den sie bei diesem Feste trug, ihren Reichthum beurkunden.

Der letzte Tag des Monates war als der Termin bestimmt worden, wo in der Hauptstadt die große Festlichkeit stattfinden sollte. —

Von allen diesen Neuigkeiten war nun in der stillen Fischerhütte am Meer nicht das Geringste bekannt geworden. Wie sollte auch zu der einsamen Gegend die Kunde davon hindringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur so viel Fische gefangen, wie sie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht. Das war aber sehr traurig, denn ihr bißchen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war grade der Abend vor dem letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie

auf ein Paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Mann noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elisabeth, wenn sie daran dachte, wie viel Freude sie ihm mit dem Gelde machen könnte, was sie für die Schuppenhaut bekommen würde!



Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tücheltchen drüber und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Haide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber und in den Wagen saßen gepuderte Jungfrauen, mit Sammt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Häuse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht errathen.

Der prächtigste Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, so weiß wie Wellenschaum zogen ihn in vollem Galopp, sie hatten meergrünes Geschirr und Schilfbüschel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutsche saß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und sah zwar nicht schön aber sehr stolz und wunderbar aus. Die Kutsche war von durchsichtigem Kristall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.

Elisabeth war ganz in Staunen versunken, wie sie den blitzenden Wagen schon von weitem daherrrollen sah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arm rutschte und sein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen schon da, und zugleich fiel ein Sonnenstrahl auf die Schuppenhaut, daß sie hell aufblitzte. — Wie durch einen Zauberschlag standen die Rosse still; da rief die stolze Jungfrau aus dem Wagen mit laut klingender Stimme:

„Mein Eigenthum am Boden dort!
Mein Zauberkleind, die Schuppenhaut!
Auf! Silberschwan, und bring sie mir!“

Und ein silberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutsche dagesessen hatte, als wär' er nur von todtm Metall, hob seine Flügel, schoß vom Wagen herunter, ergriff die Fischhaut mit seinem Schnabel und ließ sie seiner Gebieterin durch die Öffnung des Wagens auf den Schooß sinken. Dann schwang er sich wieder auf die Kutschendecke, wurde starr und steif wie vorhin und im Aurollte der Wagen davon.

4.

Elisabeth wußte nicht wie ihr geschah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlorenen Schatz, auf dessen Verkauf sie all' ihre Hoffnung gesetzt, alles das bewegte sie so, daß sie gar nicht wußte,

was sie nun thun sollte. Sie setzte sich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, sann und sann und schlief endlich vor Müdigkeit ein.

Als sie erwachte war es schon spät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb sich



die Augen, da sah sie, wie neben ihr auf demselben Geländer ein klein winzig Männlein saß, grau und runzlig aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ sich bald mit ihr in ein Gespräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feste in der Hauptstadt, und fragte sie zuletzt, ob sie denn nicht auch sich dem Prinzen wollte vorstellen lassen. Das kam dem armen Fischerkinde doch gar zu komisch vor, sie lachte laut auf und sprach im Scherz: „Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Gesicht so braun wie die See-Flunder und bin ich doch so reich, wie die Kirchenmaus; da kannst du mich immer schon hinführen!“ — Das Männlein lächelte und strich sich mit schlaudem Blick seinen langen, weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein studirter

Doctor und könne Blinde sehend machen. Elsbeth dachte an ihren armen Vater und fragte hocherfreut, was es kosten sollte, wenn das Männlein ihm sein Augenlicht wieder gäbe? — „Hm!“ sprach jener und schüttelte den Kopf, „du sagst, du bist arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein so schwarzes Haar und keine so weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Gibst du mir deine drei vordern Zähne und läßt dir von mir die Haare vom Kopfe scheeren, so mache ich deinen Vater gesund.“ — Das Mädchen ging voller Freuden den Handel ein. „Nun aber noch eins“, sprach das Männlein; „Wir müssen jetzt nach der Stadt, ich um meine Salben und Kräuter zu holen, du um dir das Haar abschneiden und die Zähne ausbrechen zu lassen; denn nur dort kann das geschehen!“ Und Elsbeth war auch dazu bereit, hatte sie ja doch die Hoffnung, daß ihr blinder Vater sehend würde.

Nun führte der Doctor sie auf einem Fußweg in den Wald, denn dort, sagte er, liege im Flusse sein Schiffein und das könne sie schon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während sie auf der Landstraße viel länger Zeit zu gehen hätten. —

Erst war der Fußsteig bequem, dann aber zog er sich durch unwegsamem Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel fast kein Abendshimmer dringen konnte. Weiße Spinnweben zogen sich darin überall von Busch zu Busch, und legten sich dem Mädchen, indem sie durchschlüpfen wollte, um Hand und Gesicht, um ihr rothes Nieder und um ihr blaues Röckchen. Elsbeth wollte sich das garstige Gespinnst abstreifen, aber das Männlein sprach:

„Laß sein, laß sein!
Keine Seide so fein,
Kein Schleier so schön,
Wirst sehn! Wirst sehn!“

Da ließ sich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umspinnen. — Darauf fiel ein kühler Abendthau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen sich ihr an den Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elsbeth wollte sie sich abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß fein, laß fein!
Kein Perlenschein,
Kein Edelstein,
Erglänzt so fein!“

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. — Darauf kamen sie an ein kleines Wässerlein, das spülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Wasser abschütteln, aber das Männlein rief:

„Laß in Ruh, laß in Ruh
Die silbernen Schuh!“

Und wirklich glänzte das Wasser an ihren Füßchen, als hätte sie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaffet an.

Endlich gelangten sie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Wasser glatt und still, und zwischen kleinen Wasserblümchen stimmerten darin so hell die Sterne; es sah aus, als wären sie nicht der Widerschein des Himmels, sondern als wiegten und schaukelten sie sich wirklich in der Fluth.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, daß rieth ihr, den Kopf dreimal in's Wasser zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie sie es that und den Kopf zum drittenmale herauszog, war es ihr, als wären die kleinen Wasserblümchen ihr im Haare hängen geblieben und als leuchte ihr ein heller Schein um den Kopf herum. Wieder fuhr sie mit der Hand dahin, um das, was da war, abzustreifen, aber das Männlein rief:

„Halt ein! halt ein!
Schau nur hinein
In's Wasser drein.
Jetzt bist du fein!“

Und wie Elsbeth in den Wasserspiegel hinunterschaute, sah sie sich selber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kein Gold ihn erkaufen kann. Die feinsten weißen Schleier, bestreut mit strahlenden Perlen und Edelsteinen, umwanden ihren schlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, die zwischen zarten Wasser-Ranunkelchen ihre Strahlen hervordbrechen ließen, umgab ihr schönes, dunkles Haar; und um den Schmuck zu vollenden, kamen noch ein Paar Leuchtkäferchen angefliegen, setzten sich ihr an die beiden Ohrläppchen und blieben daran hängen, als wären es kostbare Ohrbuckeln.



Mit stillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbild im Wasser. „Si, was seh ich hübsch aus!“ rief sie in kindlicher Freude, „hätt' ich doch nie gedacht, daß ich so aussehen könnte!“ — Doch das Männlein trieb zur Eile. Nicht leicht ward es dem Mädchen, sich von dem Wilde im Wasser zu trennen, dennoch folgte sie seinem Ruf und bestieg mit ihm die Gondel.

Diese trieb den Fluß entlang und als sie beide nun so still dahinfuhren und Elsbeth immer und immer wieder in der Fluth neben sich ihr Spiegelbild flimmern sah, und als ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der sie zierte; doch nur für den Augenblick sei und daß sie obendrein ihr schwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeben sollte, da fing es denn doch an, ihr schwer auf's Herz zu drücken, denn auch Schönheit ist ein Gut, das wohl Keiner, der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein sah, wie dem Mädchen ganz leise ein Thränlein über die Wange rollte. „Elsbeth,“ sprach er, „noch ist es Zeit. Wenn du willst, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte; dann behältst du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir hast. — Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!“ „„Nein, nein,““ rief Elsbeth, „„nimm mir Alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater gesund!““ — Schon hob sie wieder die Hand, um den seltenen Puz von sich abzustreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Indeß waren sie auf dem Fluß bis in die Hauptstadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Festlichkeit die Hochzeit = Wahl einer Prinzessin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen sah Elsbeth den Widerschein der Fackeln und Feuerbecken, sie hörte Klänge einer rauschenden Musik und das Gesumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwischen denen der Fluß sie hinführte, ließen sie nichts von dem Feste selbst wahrnehmen.

Endlich landeten sie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und bestiegen den Gipfel des Hügel, der von einer dichten Lorbeer = Hecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und sprach zu dem Mädchen: „Hier schau hinunter!“ — Da sah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauspiel der Pracht und Herrlichkeit, wie sie es nie zuvor geträumt hatte.

5.

Nun hört, was Elsbeth da alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit seinen Thürmen und Zinnen und mit seinen hellerleuchteten Fenstern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein. Vor dem Schlosse war eine lange, breite Terrasse, darauf standen unter einem Thronhimmel zwei Lehnstühle von weißen Sammet, gerade wie es Elsbeth im See des Zauberwaldes gesehen hatte. Einer dieser Stühle war leer, aber auf dem andern saß der schöne junge Königssohn, und hinter ihm der König, sein Vater und der der ganze königliche Hofstaat. Diesen gegenüber stand eine Reihe von wohl hundert rothseidenen Sesseln, darauf saßen die Jungfrauen, die zur Wahl sich herbegeben hatten, mit allem Reichthum der Erde behangen und umwickelt und besittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüst, auf dem die ersten Maler und Bankiers des Landes versammelt waren, damit sie als Richter der Schönheit und des Reichthums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orange-farbenen Gerüste bliesen die Posaunenbläser, paulten die Trommler und strichen die Geiger ihre Instrumente, daß es eine Lust anzusehen und anzuhören war.

Nachts und links von dieser Terrasse spritzten herrliche Springbrunnen rothen und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen herum standen gedeckte Tafeln, die waren mit den köstlichsten

Speisen besetzt. In großem Halbkreise auf der Wiese, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befestigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun schon die Richter berathen, welche von den angekommenen Jungfrauen werth sei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verstanden nicht den Reichtum zu beurtheilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Ansichten von der Schönheit. — Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo sie die letzte Entscheidung aussprechen sollten. Noch einmal setzten sie daher ihre Brillen auf die Nasen und legten ihre Perspective an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzustellen; denn der Schickslichkeit wegen durften sie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Sinne der Burg der Thürmer; dies war ein Zeichen, daß so eben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutsche daher, die war ganz von Kristall und mit acht weißen Schimmeln bespannt. Und siehe da, die stolze Donna, die aus der Kutsche stieg, war dieselbe, die der Elisabeth auf der Landstraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit festen Schritten und einer Miene, der man ansah, sie wäre ihres Sieges gewiß, ging sie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es schien, für sie offen gelassen war. Sie hatte denselben Anzug an wie heute Mittag, meergrün und weiß, und doch erschien sie jetzt viel schöner; denn ein Kranz von goldnen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröthe glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, so daß der Buz aller übrigen dagegen matt und wässerig erschien.

Aller Blicke richteten sich auf die stolze Erscheinung und kaum hatten die Richter sie wahrgenommen, als sie die Köpfe zusammensteckten und ihre Mienen plötzlich die größte Uebereinstimmung verriethen.

Nun stieg eine rothe Rakete in die Luft, das Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden sollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob sich, Trabanten und Herolde schlossen sich an und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kissen vor sich hertrug. Der Zug bewegte sich gradewegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphirend erhob sich die übermüthige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke schienen Alles um sich her, wie der Hagel die Wiesenblumen, niederzuschmettern, und schon begann der Präsident des Gerichtes der Schönheit und des Reichthums eine zierliche Anrede in Versen, worin er die hohen Eigenschaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig streckte die Jungfrau die Hände darnach aus — — Da erbrauste auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind von solcher Gewalt, daß die Krone vom Kissen geweht wurde und alle Lampen und Fackeln rings umher erloschen. Nur die erleuchteten Fenster des Schloßes ergossen noch einen matten Schimmer über den Platz. Sogleich aber legte sich auch der Wirbelwind und Alles war still wie zuvor.

Auch der Lorbeerbusch, der Elisabeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergeworfen. Allen sichtbar stand nun das Fischermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Thauperlen als Edelsteine funkelten; und in dem Glanze dieser reinen Lichter erschien ihr unschuldig Angesicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umstürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes „Ach“ der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief Alles, Volk und Richter wie mit einem Munde: „Seht! seht! da steht die schönste und reichste Jungfrau der Welt! da steht unsere zukünftige Königin, sie lebe hoch!“ — Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

Wie aber der junge Königssohn in hohen Freuden, von seinem Thron sich erhob, um die ihn vermählte Braut zu begrüßen und als er vorbeisritt an der Jungfrau, deren Stolz so eben gemüthigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: „Nimm hin dein Eigenthum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich.“ —

Sie winkte. Die Kristall-Kutsche rollte vor, die Wassersee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königssohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen, und führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister bescheert hatte, von seltner Pracht, aber ihr größter Reichthum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der andern Jungfrauen aufzuweisen hatte und die ihr Aller Gemüther gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wieder gab, ward Elisabeth die glückliche Frau des jungen Königssohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zaubergeistes, der sie auch ferner durch Rath und That unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

K a n i n c h e n .

Kaninchen, Karnickelchen,
Was bist du doch so stumm!
Du sprichst nicht, du singst nicht,
Und läuffst so sacht herum.

Kaninchen, Karnickelchen!
Hast Augen groß und blank,
Auch fehlt es dir an Ohren nicht;
Die sind gehörig lang.



Kaninchen, Karnickelchen!
Kannst essen, trinken, schlafen,
Doch mit dem Lernen merk' ich schon,
Machst du dir nichts zu schaffen.

Kaninchen, Karnickelchen!
Ich wette was darum,
Trotz großem Aug' und großem Ohr,
Du bist ein bißel dumm!